

»» Prüfet alles – und behaltet das Gute!

“

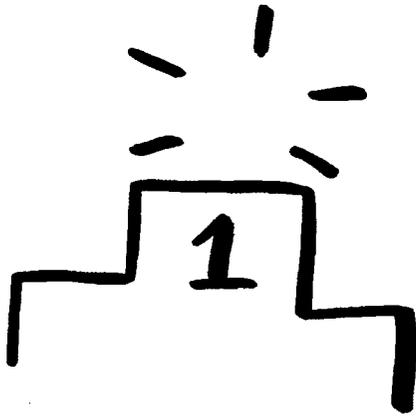
Aus 1. Thess. 5, 21

Oder: Wer nicht verglichen wird, wird auch nicht verbessert.

Verblässende Dominanz

Es gehört zu den zentralen Einsichten realistischer Zeitdiagnose, dass es Religiosität nur noch im Plural gibt. Mag sein, dass das eigentlich schon immer so war; und dass das Narrativ einer alles domestizierenden katholischen oder evangelischen Dominanz im nahen Blick noch nie ganz gestimmt hat. Sicher stimmt die These vom ‚religiösen Eigensinn‘, dem zufolge es nie so war, dass man als Einzelner sich einfach hat oktroyieren lassen, wie man religiös zu sein hat. Trotzdem: Man muss gar nicht so alt sein, um noch zu wissen, dass es früher mindestens erheblich anstrengender

war, diesen religiösen Eigensinn auch öffentlich zu zeigen. Speziell in sehr katholischen Gegenden konnte es durchaus auch noch in den frühen 1980ern sein, dass ein topmotivierter junger Kaplan an der Haustür anklingelte, um mal eben zu überprüfen, welche Zeitschrift die katholische Familie denn so las – und welche sie doch besser lesen sollte! Dies wird auch in sehr evangelisch geprägten Gebieten nicht anders gewesen sein. Heute würde man so etwas als ganz übergriffig empfinden – genauso wie Wahlempfehlungen durch Bischöfe oder die Diskriminierung von Muslim*innen, einfach nur,



Religion im Plural: Dreifache Präzisierung

weil sie etwas anderes glauben als Christ*innen. Es ist zwar für die deutsche Religionslandschaft nach wie vor beeindruckend, wie stark die konfessionellen Pfadabhängigkeiten auch heute durchaus kulturmitbestimmend sind. Aber das nimmt rapide ab. Die geschichtsphilosophische Aufladung der bekannten Säkularisierungsthese mag ja übertrieben sein: Die ‚Moderne‘ ist nicht einfach der Niedergang der ‚Religion‘. Aber natürlich verblasst die Prägekraft des früheren Duopols der evangelischen und katholischen Kirche enorm. Diejenigen, die das an sich heranlassen, merken das allerorten. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass die beiden christlichen Kirchen bei parlamentarischen Hearings zu bestimmten Gesetzen eingeladen werden. Oder dass man Bücher über ‚Glück‘ schreibt und Theolog*innen beim Schreiben dazubittet. Oder dass man sich mit Bischöfen trifft und auf Fleisch im Catering verzichtet, weil gerade Freitag ist. Oder, oder, oder ...

Drei Aspekte profilieren die neue Situation durchgreifender religiöser Pluralität: Erstens kommen andere explizite Religionen in den Blick. Der deutschsprachige Raum kann heute, vor allem in städtischen Gebieten, mit deutlich größerer Vielfalt der Religionen aufwarten als noch vor 50 Jahren. Dabei setzen sich nicht nur Expert*innen oder Aktivist*innen, sondern auch viele engagierte Bürger*innen für Schutzräume jüdischen Lebens, den respektvollen Austausch zwischen Christentum und Judentum und gegen christlichen Antijudaismus ein, wenn auch in der Aufarbeitung des Holocaust noch viel zu tun ist. Ebenso machen Muslime und Musliminnen mittlerweile die zweitgrößte religiöse Gruppe aus und gestalten sicht- und hörbar öffentliche Diskurse. Auch in den Religionen ostasiatischen Ursprungs haben sich mittlerweile starke Gemeinden gebildet, die mit ihren Spiritualitäten (z. B. Yoga, Zen) auch Menschen mit christlichem Hintergrund anziehen.

Zweitens hat sich das Bewusstsein verfeinert, dass explizite Religionen bestimmte implizite Funktionen erfüllen, die auch nicht-explizite Kulturangebote befriedigen können. Bekannt ist etwa die These von der „unsichtbaren Religion“ des Soziologen Thomas Luckmann, dergemäß sich nicht die Religion an sich verflüchtigt, sondern nur ihre Sozialform wandelt. Sie kommt unter die individuelle Regie, wird synkretistischer, wahlformiger – und eben funktionaler. Mit dem bekannten Schema von Franz-Xaver Kaufmann betrachtet: Die Funktion der ‚Kontingenzbewältigung‘ kann dann durch Therapieformen statt durch Gebet und Liturgie gesättigt werden, die Funktion der ‚Sozialintegration‘ durch Vereine, Fangemeinschaften oder Szenebildung statt durch Kirchengemeinden; die Funktion der ‚Handlungsführung‘ durch Ratgeberliteratur und Markentreue statt durch Katechismen, die Funktion der ‚Kosmisierung‘ durch Nationalisierung und Clandanken statt durch Schöpfungsglaube.

Drittens und akut ist in den Blick gerückt, dass Religionsfreiheit auch bedeuten kann, sich in gar kein Verhältnis zum Religiösen zu setzen, also weder in ein positives noch in ein negatives. Religion bleibt als Thema völlig unbestimmt. Man zieht die ‚säkulare Option‘, wie der kanadische Religionsphilosoph Charles Taylor das genannt hat. Religion ist kein Punkt auf dem biografischen Radar. Sie fehlt darum auch nicht, man erwartet nichts, man ist auch nicht enttäuscht und es wird auch nichts vermisst.

Vielfältige Mitbewerber

um Zeit, Geld, Aufmerksamkeit, Mitgliedschaft, Engagement ...

Aus dem Faktum religiöser Pluralität folgt, dass man verglichen wird. Man steht faktisch in Konkurrenz mit allen möglichen anderen kulturellen und gesellschaftlichen Playern. Das ist ganz alltäglich so: Da man etwa niemanden (mehr) zum Gottesdienst am Sonntagmorgen zwingen kann (und das ja auch

nicht mehr will!), muss die Liturgie sich behaupten gegen: das Ausschlafen, das einzige Familienfrühstück der Woche, die Matinee in der Galerie, den Schwimmwettkampf der Jüngsten, das Shopping am einkaufsoffenen Sonntag, den Wochenendtrip. Ähnliches Konkurrenzspiel auf höheren Ebenen: Das Privileg religiöser Feiertage inklusive Arbeitsbefreiung muss man sicher bald mit anderen Religionen teilen. Krankenhäuser beschäftigen eigene ‚Seelsorger*innen‘ (spiritual care), Modedesigner*innen oder Rapper*innen greifen in nur ästhetischer Hinsicht auf Insignien des Ordenslebens zurück oder Politiker*innen halten Kirchen in pandemischen Zeiten nicht für systemrelevant. Man muss das betonen: In den wenigsten Fällen geht es hier um strategisch gewollte Konkurrenz. Diese ist vielmehr ein Nebeneffekt von praktisch zunehmender Religionsfreiheit.

Kirchliches Arbeiten unter Bedingungen religiöser Pluralität

Diese Vergleichbarkeit verändert kirchliches Arbeiten sehr. Man hat als Organisation dieselben Schwierigkeiten vor sich wie jede andere Organisation, die von Monopol in Markt zu wechseln hat. Ohne Ironie kann man kirchlicherseits daher viel von den Transformationsprozessen der Deutschen Bahn, der Post, dem öffentlichen Rundfunk oder bestimmten Energiekonzernen lernen. Das sind von den höchsten bis zu den basalen Ebenen enorm anfordernde Prozesse, in denen man ächzt, stöhnt und Fehler macht.

Auf der mittleren Ebene pastoraler Arbeit in Pfarrei, Verband, Einrichtung, Schule o. Ä. sind dies mentale und operative Lernprozesse zugleich. Im operativen Bereich wird es darum gehen, genauer zu spezifizieren, wer die genauen Mitbewerber worum sind. Man wird zu Tools wie SWOT-Analysen, zu grenzscharferen Beschreibungen der eigenen USPs, zu Schlüsselpartnern, zu Kommunikationsstrategien usw. greifen.



Im mentalen Bereich wird es darum gehen, nicht beleidigt zu sein, sich nicht entwertet zu fühlen oder bestimmte Komfortzonen wegen der Leistungen in der Vergangenheit einzufordern. Solche defensiven Attitüden wirken nach außen arrogant. Man tut dann so, als müsse man sich, aus welchen Gründen auch immer, nicht so anstrengen wie die anderen. Sehr unattraktiv. Die Devise sollte vielmehr heißen: Verdiane dir die Aufmerksamkeit der anderen zurück! Signalisiere, dass du bestimmte Dinge nicht nur sehr gut kannst, sondern auch besser als andere. Respektiere deine Mitbewerber*innen um religiöse Weisheit, aber auch um Zeit, Engagement, Ressourcen – und behalte zugleich ein ausgewogenes Selbstbewusstsein.

Chancen und Grenzen

Bei dem Ganzen ist ja zuletzt auch zu bedenken, dass die Konstellation nicht nur Einbußen bedeutet, sondern auch Chancen. Konkurrenz belebt auch hier das ‚Geschäft‘. Der Blick in andere weltkirchliche Gegenden zeigt schon lange jene andere Situation, die hierzulande erst anbricht. In den USA etwa herrscht bekanntlich enorme Pluralität. Der Staat begünstigt, jedenfalls offiziell, gar keine einzelne Religionsgemeinschaft. Wer hier Kirchen bauen und heizen will, Prediger und Musiker anstellen oder auf den großen Werbetafeln auf sich aufmerksam machen will, muss jeden Cent dazu aus eigener Tasche berappen.

Wer nun denkt, diese auch ökonomische Marktsituation würde den religiösen Impuls strangulieren, sieht sich getäuscht. Das Gegenteil ist der Fall: Es zeigt sich eine bunte, vibrierende religiöse Landschaft, in der HipHop-, Jazz- und Rap-Gospel, skurrile Heiler*innen, Endzeitpredigten, renommierte Mainchurches und Selbstoptimierungskonzerne nebeneinander bestehen – manchmal Garage an Garage – und um die Aufmerksamkeit der Leute werben.

Wie das in solchem Nebeneinander so ist: Man beobachtet sich. Man kopiert die Erfolge der anderen. Man überbietet sich. Man verbessert sich. Man bleibt wach, frisch, auf dem Sprung, disponiert. Natürlich: Das Paradies ist das auch nicht. Und man kann gegen Kirchensteuer haben, was man will: Sie ist allemal gerechter zu den armen Pfarreien als das US-System. Hier geht es um die intrinsische Motivation, sich auf Vergleiche einzulassen und vom anderen zu lernen. Und die wird dort gekappt, wo man seine Ressourcen bekommt, ohne für seine Versäumnisse und Nachlässigkeiten wirklich geradestehen zu müssen. Eine zukunftsfähige Kirche wird immer mehr lernen müssen/dürfen, aus den realen Qualitäts-Feedbacks der Leute zu lernen, wie man sich weiter verbessern kann. Wer klug ist, beginnt mit solchem Stil schon heute.

Matthias Sellmann